



## Etwas von mir selbst.

Von Fedor von Zobeltitz.

Der Herausgeber dieses Kalenders hat mich ersucht, ein paar Zeilen zu meinem Bilde zu schreiben, das er für dringend notwendig hält, den geehrten Lesern vorzuführen. „Etwas Autobiographisches“, so hat mich Hans Feigl, und ich will das ja auch gern tun, obwohl es immer etwas Fatales hat, von sich selbst zu sprechen. Jedenfalls möchte ich mich im Allgemeinen auf die bibliophile Seite meiner Wesenheit beschränken, die dem Leser vielleicht auch am Interessantesten sein wird — wenn ich überhaupt Interesse voraussetzen darf. . .

Ich kann nicht behaupten, daß ich die Neigung für die Bibliophilie „erbt“ hätte. Eher schon die zur Schriftstellerei, denn meine gute Großmutter, eine geborene Gräfin Schmettow, war eine Jugendbekannte Körners und hat eine ganze Anzahl handschriftlicher Dichtungen hinterlassen, die jedenfalls viel Talent bezeugen. Auch zu dem Steinischen Verwandtenkreise gehöre ich: Marie, die einzige Tochter Fritz von Steins, heiratete einen Großonkel von mir, den Hauptmann Karl Theodor von Zobeltitz. Im Vaterhause, auf dem heute mir gehörigen kleinen Gute Spiegelberg in der Neumark, gab es keine „Bibliothek“. Meine Großmutter las noch Vulpus' „Rinaldo“ (das Lied „In des Waldes tiefsten Gründen“ sang sie oft) neben den Romanen des Pastors Lafontaine und Wischels Andachten, meine Mutter schwärmte für die Mühlbach und den „Grafen von Monte-Christo“. Das lag in der Strömung der Zeit. Was ich in meinen Kindertagen an „deutscher Literatur“ im Hause vorfand, waren die Klassiker in billigen Ausgaben und Romane von Ernst Wagner, Gleich-Dellarosa, Kehlues, der Paalzow, Belani, der Ahlefeld und Wobeser u. dergl. m. Erst als mein älterer Bruder Hanns heranwuchs, kam geistigere Lebhaftigkeit, von meiner gern lesenden Mutter unterstützt, in das Haus. Ich entsinne mich, daß Hanns sein Taschengeld gewöhnlich beim Buchhändler unterzubringen pflegte, und seine hübsch an-



Fedor von Zobeltitz.

Fedor von Zobeltitz - Berlin  
Vorsitzender der „Gesellschaft der Bibliophilen“ (Weimar).



wachsende kleine Bücherei interessierte mich, wenn ich aus dem Kadettenkorps auf Urlaub nach Hause kam, immerhin so, daß auch ich daran dachte, mir allgemach eine „Bibliothek“ zuzulegen.

Beim Regiment ging ich schon ernsthafter zu Werke. In meiner winzigen Garnison gab es einen Buchhändler, bei dem ich die ersten Schulden machte. Die Hempelschen Klassikerausgaben bildeten den Stamm meiner Bücherei, dazu kaufte ich geschichtliche Werke und die Freytagschen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die viel Geld kosteten. Zugleich wachte immerhin der Sinn für das „Alte“ schon auf. Mein Buchhändler war auch Leihbibliothekar, und da er meine Vorliebe für Schmöcker kannte, sagte er mir eines Tages, daß er ein paar hundert Bände ausrangiert habe, die kein Mensch mehr lesen wollte und die er mir nun zu billigem Preis zur Verfügung stellte. Es waren zumeist Ritter- und Räuberromane, Reisebeschreibungen und Robinsonaden aus dem achtzehnten Jahrhundert. Aber die Bücher machten mir doch viel Spaß. Ich ließ sie säubern, zum Teil neu binden und begann mit Interesse dieser verschollenen Unterhaltungsliteratur nachzuspüren. Was ich im Konversationslexikon und in den Literaturgeschichten über die Verfasser finden konnte, notierte ich auf Zettel und klebte diese dann in die Bücher ein, die den Beginn meiner später recht umfangreich gewordenen Sammlung von Robinsonaden, Ritter- und Geistergeschichten bildeten.

Über die Kindlichkeit der Sammleranfänge kam ich hinaus, als ich zur Reserve übergetreten war und mich nun ganz der Schriftstellerei und Journalistik widmete. Notabene, meine erste literarische Arbeit, eine schöne Humoreske, in der sie sich kriegten, hatte ich schon als siebzehnjähriger Fährlich geschrieben, und sie war, weiß Gott, auch gedruckt worden. Wieviele Glückliche sich seitdem in meinen Romanen und Novellen „gekriegt“ haben, möchte ich eigentlich mal nachzählen. Es ist gar nicht so schwer, die Leute auf dem Papier glücklich zu machen, und es ist hübsch, wenn sich auch Andre darüber freuen. . . Also, wie gesagt, nun mich die Epauletten nicht mehr schmückten und drückten, fand ich auch Zeit, mich mehr meiner Bibliothek zu widmen. Zu einem systematischen Sammeln hatte ich mich damals, Anfang der achtziger Jahre, freilich noch nicht aufgeschwungen. Aber ich zog doch schon mit Eifer die Antiquariatskataloge zu Rate und und kaufte zusammen, was mich gerade interessierte. So hatte ich u. a. für eine Zeitschrift eine Serie von Artikeln über das Herentwesen geschrieben und mir dazu die Hauptwerke von Soldan, Roskopf, Scott u. a. angeschafft.

Auf diesem Untergrunde baute ich, je lebhafter mich das Thema packte, weiter und begann Alles zu sammeln, was in die Gebiete des Hekerkults und der Dämonologie im weitesten Umfange fiel. Dazu kamen auch die Schriften von Sprenger, Weyer, Spee, Bekker, Thomasius, Hauber, eine große Anzahl von Fliegenden Blättern und Neuen Beyttungen, von seltsamen juristischen Fällen u. dergl. m., so daß sich eine hübsche Kollektion von kulturgeschichtlichen Kuriosa bei mir anhäufte. Das Interesse zur Sache verlor sich dann wieder, und damit ließ ich diese Spezialität liegen. Aber sie hatte mir doch Anregung gegeben, auch künftighin das Absonderliche am Wege aufzulesen, und der Spürsinn für das Kuriose hat mir späterhin, als ich mich beim Sammeln auf die rein schönwissenschaftliche Literatur beschränkte, recht gute Dienste geleistet und mich in den Besitz mancher Seltenheit gebracht, die als solche auch den Antiquaren oft nicht bekannt war. Ebenso stammt aus dieser Zeit eine Anzahl von Inkunabeln und eine Fülle kulturgeschichtlicher Sammelwerke wie Happels Relationes, das vielbändige „Bilderhauf“ von Daniel Ernst, Zeillers Epistel, ferner viele alte Erotika und eine Menge Werke zur Geschichte des internationalen Gaunertums. Scheible in Stuttgart war damals der Antiquar, mit dem ich in lebhafter Geschäftsverbindung stand.

Dann kam die Zeit der Erstlingsausgaben. Manches besaß ich schon. Die ersten Räuberausgaben hatte ich bei dem Antiquar Mampe gekauft (ach, und wie billig kaufte man damals noch ein!). Anderes bei Kampffmeyer, Harrwitz und Danz und bei den kleinen Bukinisten in der Leipzigerstraße, Kurstraße und an der Vertraudtenbrücke. Ich kroch da überall persönlich herum und suchte mir meine Schmöcker. Ich war mit Kürschner bekannt geworden und mit Weißstein, und ich erzählte schon in dem kurzen Vorwort zu dem Katalog der Weißsteinschen Sammlung, daß wir drei damals bereits den Plan zu der Begründung einer bibliophilen Gesellschaft gefaßt hatten. Wir waren nur zu faul, den Gedanken zur Ausführung zu bringen. Mit Weißstein zusammen aber habe ich viel bei den Berliner Antiquaren herumgestöbert, und triumphierend pflegten wir uns unsere Schätze zu zeigen und Hohn zu lachen, wenn der Eine eine Ausgabe gefunden hatte, die der andere noch nicht besaß. So billig wie Weißstein die Schillersche „Elegie“ (für 80 Pfennige!) habe ich allerdings nie eine Rarität kaufen können. Aber die Spürnase und der Zufall waren auch mir in vielen Fällen recht günstig. . .

Die Auktionen begann ich nun gleichfalls zu besuchen. Den alten Malt-

zahn hatte ich gelegentlich schon in Weimar kennen gelernt und dabei hatte sich herausgestellt, daß er ein Regimentskamerad meines Vaters gewesen war. In Berlin sah ich ihn häufiger wieder; er hatte seine wundervolle Sammlung an Albert Cohn verkauft, war aber immer noch auf den Auktionen zu finden und notierte mit rührendem Eifer alle gezahlten Preise. Bei einer Stargardschen Auktion machte ich auch die Bekanntschaft Eduard Grisebachs, mit dem mich später eine herzliche Freundschaft verbinden sollte. Wir handelten Beide um dasselbe Buch (ich weiß es noch genau: es war eine mit einem hübschen Titeltupfer geschmückte Ausgabe von Dorats „Cérisés“ in Heines Übertragung); schließlich erstand ich das Werkchen, überließ es aber Grisebach, und nun bat er mich, ihn doch einmal zu besuchen und mir seine Bibliothek anzuschauen. Er hatte damals eben seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen, der ihn von Rom nach Konstantinopel, von Smyrna nach Jassi, von Bukarest nach Haiti, von Petersburg nach Mailand geheßt hatte, und sehnte sich nach Ruhe. Seine Bücher aber hatte er überall in der Welt mit herumgeschleppt; von denen trennte er sich nicht — überdies hatte er den Transport frei.

In der Welt war auch ich inzwischen ziemlich weit herumgekommen, und alle meine Reisen benützte ich dazu, meine Sammlung des Auslands zu vervollständigen. Bei den Pariser Buchhändlern, ferner in Rom, Florenz und Mailand, auch in Brüssel und Antwerpen konnte man derzeit noch vieles Interessante finden und verhältnismäßig billig erstehen. In Antwerpen stieß ich bei einem Althändler u. a. auf ein paar wohlerhaltene, wie frisch aus der Presse gekommene Ablassbriefe und vertauschte sie bei einem deutschen Antiquar gegen Bücher im Werte von 1500 Mark, während ich selbst 10 Franken dafür gezahlt hatte. Aber auch Aldinen und Elzevire brachte ich heim, und aus Frankreich manches hübsche Kupferwerk, über dessen Wert mich erst der Cohn belehrte.

Denn nun sammelte ich längst nicht mehr wild darauflos: ich war ein regelrechter Bibliophile geworden, der seine stattliche Handbücherei besaß und neben das sportlich Unterhaltsame das Belehrende setzte; der mit dem Goedeke auf du und du stand, die Literaturgeschichte so leidlich beherrschte und auch auf Erhaltung, gleichzeitige Einbände, auf Vorbesitzer und handschriftliche Eintragungen achtete — kurzum, der eine Liebhaberei mit — soweit es anging — wissenschaftlicher Gründlichkeit zu verbinden suchte. Da ich nicht reich war, konnte ich mir nicht Alles leisten; aber ich habe doch Jahre hindurch über 3000 Mark p. a. für meine Bibliothek ausge-

geben, und da ist denn Vieles und Hübsches zusammengekommen. Allerdings hatte ich auch Glück, hielt mich auch keineswegs nur an die Klassiker, sondern zugleich an die Romantiker (lange, bevor eine Modeströmung sie ungebührlich in die Höhe trieb), die Spätromantiker, Jung-Deutschland und schloß selbst entlegene Gebiete ein, wie den galanten und abenteuerlichen Roman, Satire und Volksbuch — bis zur Jahrmachtschrift. . .

Da ich im Sommer immer auf meinem Landsitz lebe und die Berliner Winterwohnung mir nur Platz für einige Hundert Bände bot, so wurde Spiegelberg auch der Sitz meiner Bibliothek. Und da machte ich vor einigen Jahren eine unliebsame Entdeckung. Das Haus wird bei unsrer Abwesenheit nicht geheizt, da es dann leer steht und die Domestiken in einem Nebengebäude wohnen. Aber es hat dicke Mauern und war bisher von Feuchtigkeit frei. Mir waren auch nie schädliche Einwirkungen auf meine Bücher aufgefallen — bis im Laufe eines einzigen Winters sich eine Anzahl Werke, darunter manche Kostbarkeit, mit häßlichen Sporflecken bedeckte. Die Erklärung kann ich nur darin finden, daß in dieser Zeit infolge einer unkontrollierbaren unterirdischen Verschiebung der Wasserstand plötzlich und ganz erheblich gestiegen war und auch einige Keller überschwemmt hatte. Die Wände mögen die Feuchtigkeit weitergetragen haben — jedenfalls stand die Tatsache fest, daß in den fünf Zimmern meiner Bibliothek die Bücher zweier Zimmer verdorben worden waren. Zu meiner Verzweiflung gesellte sich Gottlob ein unvorhergesehener Glückszufall: ich erbtte eine sehr schön erhaltene kleine Bibliothek, so daß ich den Schaden wieder ausgleichen konnte. Die stockfleckig gewordenen Bücher ließ ich reinigen und dann mit einer großen Anzahl von Dubletten und vielen Anderem, was ich abstoßen wollte, bei Breslauer in Berlin versteigern. Ich wollte lediglich das Anlagekapital so ungefähr wieder heraushaben, aber der Ertrag der Auktion lieferte etwa das Dreifache: was ich nur erzähle, um zu beweisen, daß das Büchersammeln doch zuweilen auch seine materiellen Vorteile haben kann. Seitdem bin ich vorsichtig geworden: zwei Anthrazitöfen spenden im Winter meinen Büchern eine angenehme Temperatur. Zur Zentralheizung habe ich es auf dem Lande noch nicht gebracht. . .

Im Jahre 1896 schlug ich der Verlagsfirma Welhagen & Klasing die Begründung einer Zeitschrift vor, die lediglich bibliophilen Interessen dienen sollte. So etwas war neu für Deutschland, zumal in einer Zeit, da das Wort „Bibliophile“ trotz Schedel, Hutten, Heyse, Lief, Meusebach und Malzahn bei uns noch immer einen etwas fremden Klang hatte. Mir

schwebte Uzannes Monatschrift „Le Livre“ vor, aber da bei der Geschichte voraussichtlich keine Seide zu spinnen war, so fürchtete ich eigentlich, keine Gegenliebe zu finden. Glücklicherweise kam es anders. Die Herren Belhagen & Klasing waren nicht ängstlich, um so weniger, als ein leider zu früh verstorbenes Mitglied der Firma selbst ein passionierter Bibliophile gewesen war — und so erschien denn am 1. April 1897 das erste Heft der „Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.“

Ich kann hier nur wiederholen, was ich im ersten Jahrgang von Bogengs ehemaligem „Taschenbuch des Bücherfreunds“ ausgeführt habe. Es war damals eine Zeit des Kämpfens und Sähhrens auf dem deutschen Büchermarkt. Die traurige Epoche der schlecht gedruckten Klassikerausgaben und der Schablonenprachtwerke war vorüber. In Hamburg hatte der treffliche Lichtwark damit begonnen, für die Mitglieder des dortigen Kunstvereins eine Liebhaberbibliothek zu schaffen, die mit dem alten Schlendrian aufräumen sollte. Auch Konrad Burger in seinem „Buchgewerbeblatt“, Adam in seinem „Archiv für Buchbinderei“, das „Archiv für Buchgewerbe“ und ähnliche Unternehmungen (zu denen das Organ der Exlibris-Gesellschaft gleichfalls zu rechnen ist) hatten vorgearbeitet, und ebenso wurde es in den Schriftgießereien lebendig. Die Anregungen, die Morris gegeben hatte, fanden günstige Aufnahme. Künstler von Feinempfinden griffen auf die alten Typen zurück; die Antiqua wurde veredelt, die gotische und semigotische Missal- und Bibeltype dem Auge lesbarer gestaltet, die deutsche Fraktur modernisiert. Die Schriftzeichen der Estiennes, Giuntas, Bodonis und Elzevire, die alte Kursiv, die griechische und Renaissance-type kamen wieder zu Ehren. Im ganzen Kunstgewerbe mühte man sich, neue Lettern zu schaffen und durch ornamentale Zierstücke das Druckbild harmonisch auszugestalten. Leider war freilich nicht jede Verschönerung wirklich eine solche — und die „Zeitschrift für Bücherfreunde“ hat auch auf diesem Gebiet vermittelnd und ausgleichend zu wirken gesucht.

Ein Kind der Zeitschrift war die Gesellschaft der Bibliophilen. Viktor Ottmann hatte die erste Anregung dazu gegeben, und als ihre Begründung am 1. Januar 1899 veröffentlicht wurde, war erreicht, was ich mit Kürschner und Weißstein schon siebenzehn Jahre vorher geplant hatte. Freilich entwickelte sich die junge Gesellschaft anfänglich recht langsam. Bei der ersten Generalversammlung in Leipzig waren nur ein paar Wagemutige zugegen, und wir wären vielleicht etwas bedrückten Herzens auseinander gegangen,

wenn uns Dr. Witkowski nicht in einer sehr lustigen Ansprache Trost zugesprochen hätte. Als der Bann dann gebrochen war, ging es auch gleich im Galopp vorwärts — und heute wartet immer eine ganze Anzahl Neuangemeldeter auf den Augenblick, da in der auf 900 Mitglieder beschränkten Gesellschaft ein Platz frei wird. Schon bei der dritten Generalversammlung (Professor Dr. Eduard Heyck war inzwischen vom Vorsitz zurückgetreten, den ich an seiner Statt übernommen hatte) konnten wir mit Freuden konstatieren, daß auch die zünftige Gelehrtenwelt ihre bisherige Zurückhaltung aufgegeben hatte; Mommsen, Erich Schmidt, Richard M. Meyer, Litzmann, Köster, Rich. Maria Werner, Wahle, Sauer, Rabenlehner, Herrmann waren — neben den Germanisten im Vorstand — die ersten Literarhistoriker, die sich uns anschlossen; inzwischen sind zahlreiche andere hinzugekommen. Ich erwähne das, weil es ein gewisser Triumph für uns war, denn die Gesellschaft sollte wie die Zeitschrift ja nicht nur bibliophilen Äußerlichkeiten dienen, sondern vor allem der literargeschichtlichen Forschung und zugleich auch — in ähnlicher Weise wie die englischen bibliographischen Klubs und die später ins Leben getretene deutsche Gutenberg-Gesellschaft — der Forschung auf dem Felde des Buchdrucks. Berühmte Namen auf diesem Gebiete gehören zu unsrer Freude gleichfalls unsern Mitgliederlisten an. Merkwürdig war, daß wir einen alten Bibliophilissimus wie Grisebach absolut nicht zum Eintritt bewegen konnten. Er erklärte fest, als fanatischer Gegner jeder „Vereinsmeierei“ auch unsrer Gesellschaft fern bleiben zu wollen. Da über-rumpelten wir ihn denn eines Tages und ernannten ihn zum Ehrenmitglied. Auch der Führer der Erlibrisbewegung, der verstorbene Graf zu Leiningen-Westerburg, bereitete uns anfänglich manche Schwierigkeit, weil er in uns eine Art Konkurrenz zu seiner eigenen Gesellschaft fürchtete. Materielle Unterstützung, die wir anfänglich herzlich nötig hatten, fanden wir dagegen bei den Herren Johannes Klasing und Alexander Meyer Cohn.

Nach Beendigung des zwölften Jahrgangs der „Zeitschrift der Bücherfreunde“ war ich ein wenig redaktionsmüde geworden. Der Verlag ging an Drugulin über, und in den Freunden Witkowski und Schüddekopf fand ich Nachfolger, die das Blatt in den alten Bahnen fortführten. Ohne meine Verleger und den Stamm meiner ausgezeichneten Mitarbeiter hätte ich natürlich nichts erreichen können; es ist also kein billiges Selbstlob, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß die Zeitschrift und im Anschluß an sie die Tätigkeit unsrer Gesellschaft die deutsche Bibliophilie zu einer Blüte gebracht haben, wie sie sie vordem nie erreicht hatte. Aus der Gesell-

schaft haben sich Lokalverbände und neue bibliophile Vereinigungen entwickelt, von denen ich nur die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft, die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg und die Maximilians-Gesellschaft nennen will. Zeitschriften wie „Hyperion“ und „Zwiebelfisch“ traten ins Leben; die ersten tastenden Versuche sogenannter Luxusdrucke fanden überaus raschen Anklang, bei größeren Auflagen wurde die alte Sitte der Vorzugsdrucke wieder aufgenommen, kostbare Faksimile-Ausgaben fanden begeisterte Käufer. Insel-Verlag, Weber, Georg Müller, Diederichs, Kiepenheuer, Rowohlt, Wiegandt, Bard, Cassirer, Morawe & Scheffelt, Fischer, Bruns, der Tempel-, Holbein-, Neptun-, Xenien- und Demeter-Verlag, Rütten & Löning, Konegen, Schuster & Löffler, Reiß, Bruckmann, Zeitler, Meyer & Jessen und andere Verlagsinstitute vereinigten sich mit der Ernst-Ludwig-, Pan-, Janus-, Einhorn-, Ganymedes-Presse und mit Offizinen wie Drugulin, Holten, Poeschel & Trepte, Enschede Sohn usw. zu buchhändlerischen Ausgaben von hohem Werte. In die großen Schriftgießereien kam neues Leben, und — seien wir ehrlich — auch auf dem Antiquariatsmarkte hat man das Aufblühen der Bibliophilie mit lebhafter Genugthuung spüren können. Man vergleiche die Antiquariats- und Auktionskataloge vor zwanzig Jahren mit denen von heute. Schon rein äußerlich ist der Unterschied ein auffallender, vor allem hat aber der Inhalt gewonnen: er bietet auch für die Bibliographie ein schätzenswertes Material. Und wenn ein Wiener Gelehrter vor einiger Zeit die ganze Bibliophilie in Grund und Boden verdammt hat, weil die „verfluchte Sammelsucht“ die Preise verdorben habe, so kann man darauf nur antworten, daß doch auch der Wert unserer Bibliotheken gewonnen hat. Im übrigen: es kommt bei der Bibliophilie wahrhaftig nicht nur auf das Zusammenkaufen und auf die Preise an, und es ist auch die Frage, ob die reichen Bücherfreunde die glücklichsten Bibliophilen sind . . .

Also nun habe ich mich ausgeplaudert. Ich könnte schließlich noch mancherlei sagen, aber ich denke, es ist genug. Es wollen auch noch andere zu Wort kommen.